

Zur Typologie des Lateinischen *

Von CHRISTIAN LEHMANN, Köln

Allbeherrschend in der lateinischen Morphosyntax ist das flektierende Prinzip. Es hat als automatische Konsequenz die syntaktische Autonomie des Wortes und, mittelbar, der Konstituente. Die Eigenarten dieses Prinzips der syntaktischen Autonomie werden im Bereich der Nominalsyntax durch Vergleich mit Sprachen, in denen es nicht gilt, aufgezeigt.

Auf dem Gebiet der Nominalisierung von Nebensätzen wird besonders die Relativsatzbildung behandelt. Die Prinzipien der Flexion und der syntaktischen Autonomie erklären die Bildung von Konjunktionen, des Relativpronomens und des substantivischen Relativsatzes.

Not everything that is "outlandish" is intrinsically illogical or farfetched. It is often precisely the familiar that a wider perspective reveals as the curiously exceptional.

Edward Sapir (1921: 89)

1. *Vorbemerkungen zur Sprachtypologie*

Es ist nur menschlich, wenn ein Philologe dazu neigt, die von ihm erforschte Sprache, „seine“ Sprache, in das Zentrum seines sprachlichen Weltbildes zu stellen. Die Eigenschaften seiner Sprache sind sozusagen normal für eine menschliche Sprache, gleichsam gottgegeben; was andere Sprachen an davon Abweichendem aufweisen, ist unnatürlich, unvollkommen, vielleicht sogar verderbt. Ein Altphilologe ist wohl in dieser Hinsicht besonders gefährdet, steht er doch in einer hauptsächlich von den Schlegels und Humboldt in Gang gebrachten und bis heute nicht abgerissenen Tradition, in der die Sprachen nach angeblich objektiven linguistischen Gesichtspunkten qualitativ bewertet werden, mit dem Ergebnis, daß die beiden klassischen Sprachen die vollkommensten der Welt sind, höchstens noch vom Sanskrit übertroffen. Diese in der damaligen Sprachtypologie begründete Ansicht findet man heute gewiß seltener ausgesprochen; von ihr abgeleitete jedoch, wie z.B. die Behauptung, Latein schule in hervorragender Weise das sprachlogische Denken, haben bis heute nichts von ihrer Lebendigkeit eingebüßt.

Doch dieser Aufsatz wendet sich nicht gegen Fehleinstellungen. Denn wollte man gegen die hohe Bewertung des Lateinischen

*Ich danke Hansjakob Seiler für sehr hilfreiche Kritik an einer früheren Fassung.

argumentieren, müßte man sich auf das Geschäft der Bewertung von Sprachen einlassen, das doch von vornherein sinnlos ist. Vielmehr soll es hier um einen wenn nicht neuen, so doch ungewohnten Gesichtspunkt gehen: wir wollen das Lateinische einmal aus dem Zentrum unseres sprachlichen Weltbildes herausrücken, es als eine beliebige Sprache unter anderen betrachten und so den Blick auf seine Eigenarten lenken. D.h., wir betreiben Typologie des Lateinischen.

Was soll das heißen: Typologie einer Sprache x betreiben? Ist Sprachtypologie nicht Sprachklassifikation, setzt sie nicht notwendig Beschäftigung mit und Vergleich von (idealerweise) allen Sprachen voraus? Richtig ist, daß Sprachtypologie Sprachvergleich voraussetzt; nicht richtig ist, daß sie Sprachklassifikation ist. Wenn man eine Klassifikationsbasis hat, ist Klassifikation möglich, aber uninteressant (denn das Interessante ist eben die Klassifikationsbasis); hat man keine, ist sie unmöglich. In der Sprachtypologie hat man keine. Wohl gibt es beliebig viele Merkmale, nach denen man die Sprachen ordnen kann, und daher auch beliebig viele Kreuzklassifikationen, die man aufstellen kann. Aber die Zusammenhänge zwischen all den Merkmalen kennt man kaum, so daß man nicht zu einer allgemeingültigen hierarchischen Klassifikation kommt.

Im typologischen Sprachvergleich gibt es, analog zu vielen anderen Disziplinen, eine generelle und eine spezifische Blickrichtung. Im ersteren Falle betrachten wir die allgemeinen Beziehungen zwischen Strukturmerkmalen, oder auch zwischen Sprachen bezüglich gewisser Strukturmerkmale. Die Fragestellung lautet hier: welche interlingualen Gesetzmäßigkeiten gelten bezüglich des sprachlichen Elements x? Im zweiten Falle ist die Fragestellung: was ist das Typische an der Sprache x? Das heißt einerseits: läßt sich die Sprache x, in bezug auf gewisse ihrer Merkmale, einem Sprachtyp zuordnen, in dem sich diese Merkmale gesetzmäßig immer so und so verhalten? Es heißt andererseits: was ist das Besondere, Charakteristische der Sprache x, welche Eigenschaften hat sie mit keiner anderen Sprache gemeinsam, insbesondere mit keiner von denen, mit welchen sie zu einem Typ zusammengefaßt werden kann¹⁾?

¹⁾ Dieser zweite Aspekt wurde als eigenständige Fragestellung der Sprachtypologie wohl zuerst von Mathesius (1928) gesehen, der die Konzeption einer „linguistic characterology“ entwarf.

Es liegt auf der Hand, daß auch diese spezielle Fragestellung Sprachvergleich voraussetzt, und daß sie andererseits, in der genannten Zweiteilung, von grundlegender Bedeutung für die Grammatikschreibung der Sprache x ist, wenn anders die Aufgabe einer Grammatik die Erhellung der allgemeinen in einer Sprache obwaltenden Strukturgesetzmäßigkeiten, aber auch der ihr eigenen Besonderheiten ist²⁾. Betrachten wir daher einige Aspekte der lateinischen Morphosyntax unter dieser Fragestellung nach dem Typischen.

2. *Flexion und syntaktische Autonomie*

Die Gesamtbedeutung eines Satzes ergibt sich gesetzmäßig aus den Einzelbedeutungen seiner Bestandteile nur, wenn diese grammatischen Kategorien angehören und grammatische Relationen zueinander haben. Diese können segmental, durch Morpheme, oder suprasegmental, durch Prosodie oder Wortstellung, im Ausdruck realisiert sein. Alle Sprachen benutzen beide Mittel: das suprasegmentale, weil es ökonomisch ist; das segmentale, weil das suprasegmentale zu wenig verschiedene Möglichkeiten bietet. Aber die sprachlichen Aufgaben können sehr verschieden auf die beiden Mittel verteilt sein. Das Lateinische drückt den größten Teil der grammatischen Kategorien und Relationen durch Morpheme aus, hat also eine reiche Morphologie. Die meisten dieser grammatischen Morpheme sind allerdings nicht frei, wie in einer analytischen Sprache, etwa dem Englischen (Beispiel (1E)). Es sind vielmehr gebundene Morpheme, Affixe; daher rechnen wir das Latein, zusammen mit agglutinierenden Sprachen wie dem Türkischen (Beispiel (1T)), zum synthetischen Typ.

(1E) of the year

(1T) yıl-in „des Jahres“
Jahr-GEN

(1L) ann-i

Vergleichen wir jedoch die türkische Form mit der lateinischen (Beispiel (1L)), so stellen wir fest, daß die auszudrückende Relation, in diesem Falle Genitiv, im Türkischen ein eigenes Morphem hat, das in allen Genitiven dasselbe ist, auch im Plural (Beispiel (2T)), während im Lateinischen der Genitiv, und ganz allgemein

²⁾ Vgl. Seiler 1977: 14: „A grammar of an individual language can be said to be complete to the extent that it presents the language as a type“.

der Kasus, mit zwei anderen Kategorien, nämlich Numerus und Genus, gemeinsam in einem Morphem ausgedrückt wird, so daß es keine morphologische Gemeinsamkeit zwischen dem Genitiv Singular und Plural gibt:

(2T) *yīl-lar-in* „der Jahre“
Jahr-PL-GEN

(2L) *ann-orum*

Zudem variieren diese Morpheme noch von einer Deklinationsklasse zur nächsten.

Die ausgeprägte Neigung einer Sprache, kookkurrierende grammatische Bedeutungen im Ausdruck in einem einzigen abhängigen Morphem zu verschmelzen, konstituiert das flektierende Prinzip und ist für uns das Kriterium, das Latein dem flektierenden Typ zuzuordnen³⁾. Damit hängt zusammen, daß die Affixe einer agglutinierenden Sprache morphologisch optional sind, d. h., das Wort ist auch ohne sie morphologisch wohlgeformt (Beispiel (3T)), während eine solche Abtrennung im Lateinischen unmöglich ist⁴⁾:

(3T) *yīl* „Jahr“
(3L) **ann*

³⁾ Es gibt hier ein terminologisches Problem, das in einer mit dem morphosemantischen Feld *Flexion* assoziierten Polysemie besteht. Einerseits bezeichnet man seit Bestehen der Sprachtypologie einen bestimmten Typ als flektierend (im Unterschied etwa zum agglutinierenden Typ) und meint damit ungefähr das im Text Explizierte, vielleicht unter Hinzunahme gewisser symbolischer Prozesse wie des Ablauts. Andererseits ist man gewohnt, auch in agglutinierenden Sprachen von Flexion zu sprechen und etwa Flexions- von Derivationsaffixen zu unterscheiden. Den Begriff „flektierend“ in der ersten Bedeutung hat Sapir (1921: 129–135) zu explizieren (und damit zu eliminieren) versucht, und zwar im wesentlichen als „fusionierend bzgl. bestimmter Kategorien“. „Fusionierend“ wiederum bedeutet, daß aufeinanderfolgende Morpheme durch morphophonemische Prozesse oder ganz unregelmäßig miteinander verschmelzen. Dieser Begriff „fusionierend“ hat für sich gewiß seine Berechtigung; Sapirs Explikation von „flektierend“ mit seiner Hilfe dürfte jedoch unzureichend sein, da es sich in den traditionell flektierend genannten Sprachen nicht eigentlich um Verschmelzung mehrerer Morpheme als vielmehr um Amalgamierung verschiedener grammatischer Bedeutungen in einem einzigen Morphem handelt. Daher ist „fusionierend“ keine terminologische Alternative zu „flektierend“. Man könnte „amalgamierend“ oder „kumulierend“ (vgl. Cuendet 1939) vorschlagen; doch besteht geringe Hoffnung, einen seit 170 Jahren eingewurzelten Terminus zu ersetzen.

⁴⁾ Vgl. Misteli 1893: 260: „In Sprachen, welche strenge Worteinheiten bilden wie die indogermanischen, kann eine Form an die Stelle der andern treten, ein Singular einen Plural, der Nominativ den Akkusativ, ein Masculin

D.h., das lateinische Wort trägt die Andeutung seiner Kategorie und der Relation, die es zum Rest des Satzes hat, notwendig immer schon in sich. Damit kommen wir zur wesentlichen Konsequenz des Unterschiedes zwischen einer flektierenden und einer agglutinierenden Sprache: da das Wort sämtliche es betreffende grammatische Information in sich trägt, ist es syntaktisch autonom, d.h. an keine bestimmte Stellung gebunden⁵⁾. In diesem Sinne können wir von einem Prinzip der syntaktischen Autonomie sprechen und es zur typologischen Charakterisierung von Sprachen wie dem Lateinischen verwenden⁶⁾.

An der syntaktischen Autonomie hat auch das Adjektiv teil: die Relation der Attribution wird weder durch die Stellung ausgedrückt, wie etwa im Englischen (Beispiel (4E)) oder Türkischen (Beispiel (4T)), noch durch eine Attributionspartikel, wie im Persischen (Beispiel (4P)), sondern durch Kongruenz:

(4E) dry clothes \neq clothes dry

(4T) doğru sefer „gerade Reise“ (aber *sefer doğru)
gerade Reise

(4P) dālān-e derāz „langer Flur“ (vgl. dālān-e xāne
Flur-ATTR lang Flur-ATTR Haus
„Flur des Hauses“)

(4L) vestis sicca \cong sicca vestis

Die syntaktische Autonomie gilt also auch für die Subkonstituenten. So sind diese zwar eindeutig aufeinander bezogen (Beispiel (5L)), aber sie sind nicht geradezu zusammengeklammert⁷⁾, wie in dem entsprechenden persischen Beispiel (5P) die Subkonstituenten des Objekts durch das an dessen Ende angefügte Element *-rā* zusammengefaßt sind.

das Feminin, oder auch umgekehrt ersetzen, ein Ganzes wieder ein Ganzes, aber nie kann man nach Bedürfnis oder Belieben die Flexionsendung ablösen oder anheften.“

⁵⁾ Wenn man dies ernstnähme, würde man wohl darauf verzichten, dem Lateinischen und ähnlichen Sprachen mit der sog. 'basic order'-Typologie beikommen zu wollen (s. z.B. Lehmann, W. 1974 und Adams 1976).

⁶⁾ Die syntaktische Autonomie wurde von Meillet (1948: 145ff.) als wesentlich für den indogermanischen Sprachtyp erkannt. Martinet (1962) erhebt sie zum Schlüsselbegriff seiner funktionellen Syntax (ch. II) und seiner — leider nicht einmal ansatzweise ausgeführten — morphosyntaktischen Typologie (ch. III).

⁷⁾ Vgl. Misteli 1893: 356 über die Agglutination: „die zusammen haltenden Silben wirken nur wie Klammern in algebraischen Formeln“.

(5L) Iudex omnes inquilinos illius domus postulavit.

(5P) Qāzi hame-ye ašxās-e ān xāne-rā xāst.

Richter alle-ATTR Personen-ATTR jenes Haus-AKK verlangte

Das bedeutet aber, daß keine eigentliche Gruppenbildung stattfindet (vgl. Meillet 1948: 161): während im Türkischen eine ein Syntagma als Ganzes betreffende Relation durch einmalige Anfügung des entsprechenden Affixes an das letzte Glied des Syntagmas ausgedrückt wird (Beispiel (6T)), ist im Lateinischen notwendig das autonome Wort Träger der grammatischen Information, so daß sie ggf. an mehreren Subkonstituenten eines Syntagmas wiederholt werden muß:

(6T) can u gönül-den „mit Herz und Seele“

Seele und Herz-ABL

(6L) animā et corde

Dies ist eine wichtige Eigenschaft flektierender Sprachen: Flexion ist Ausdruck grammatischer Information *am Wort*. Bestehen Konstituenten aus einzelnen Wörtern, ist dies ein sehr effizientes Verfahren. Sind die Konstituenten jedoch komplex, so muß die sie betreffende grammatische Information nichtsdestoweniger an einzelnen Wörtern ausgedrückt werden, wie in (6L), wozu mitunter zusätzliche Techniken notwendig sind. Gibt es keine Möglichkeit, ein einzelnes Wort stellvertretend für das Syntagma zum Träger der Flexionsendungen zu machen, so scheitert das Flexionsprinzip ganz, und andere Ressourcen der Sprache treten an seine Stelle. Für solche Fälle werden wir in Abschnitt 4 und 5 Beispiele sehen.

3. Wortstellung

Natürlich drückt das Latein nicht alle grammatischen Relationen durch Flexion aus. Präpositionen spielen eine wichtige Rolle in der Sprache. Sie sind freie Morpheme, genießen aber keine syntaktische Autonomie. Daher tritt hier bereits ein Minimum an suprasegmentalen Mitteln zur Signalisierung grammatischer Relationen ein: Präpositionen müssen ihrem Komplement unmittelbar vorangehen. Aber es bleibt wahr, daß das in der syntaktischen Stellung liegende Ausdruckspotential für den Ausdruck grammatischer Bedeutungen weitgehend ungenutzt ist. Daher rührt der bekannte Eindruck der „freien Wortstellung“ des Lateinischen. Tatsächlich ist schwer zu begreifen, welche Funktion die mannigfachen Stellungsmöglich-

keiten im lateinischen Satz haben⁸⁾. Eine Teilantwort findet man, wenn man fragt, welche anderwärts segmental realisierten Funktionen denn im Lateinischen *nicht* segmental realisiert sind. Im Deutschen oder Griechischen z.B. gibt es eine Fülle von Partikeln, die der Abtönung der Satzbedeutung dienen und im Lateinischen kein morphologisches Gegenstück haben. Unter der Voraussetzung des Prinzips der funktionellen Äquivalenz aller Sprachen darf man annehmen, daß solche Funktionen im Lateinischen suprasegmental realisiert sind. Die allerdings nicht neue Ansicht, die lateinische Wortstellung habe gewisse expressive Funktionen, ließe sich von dieser Seite her erhärten und präzisieren.

Wichtiger ist vielleicht noch eine andere textsemantische Kategorie, die auf dieselbe Weise zwischen dem Deutschen und dem Griechischen einer- und dem Lateinischen andererseits verteilt ist, nämlich die Determination bezüglich Definitheit. Das Latein hat nicht die Artikel des Deutschen oder Griechischen; aber von den antiken Grammatikern an, die doch vom Griechischen beeinflusst waren, bis heute ist offenbar niemand ernstlich auf den Gedanken verfallen, daß es sie entbehre⁹⁾. Artikel dienen der Unterscheidung zwischen dem, was als zwischen den Gesprächspartnern etabliert vorausgesetzt werden kann, und dem, was neu in den Text eingeführt wird. Sie fallen somit in den Bereich der funktionellen Satzperspektive, gemeinsam mit den Stellungsphänomenen, mit denen sie gewöhnlich einhergehen. Das Latein hat mehr Stellungsmöglichkeiten zur Verfügung als die bekannten Sprachen mit Artikeln; daher ist die Annahme natürlich, daß es deswegen keine Artikel benötigt und daß die lateinische Wortstellung im Dienst der funktionellen Satzperspektive steht¹⁰⁾.

Die beiden über die lateinische Wortstellung formulierten Hypothesen fügen sich gut zu einer einzigen, übergreifenden zusammen,

⁸⁾ Die sog. 'scrambling rules', Transformationen, die optional freie Wortstellung herstellen, sind Ausdruck unserer Unkenntnis der Gesetzmäßigkeiten, allerdings auch der Unkenntnis des philologischen Forschungsstandes seitens der Linguisten, die solche Regeln vorschlagen.

⁹⁾ Dieser Eindruck kann höchstens hinsichtlich der abgeleiteten Funktion des Artikels, der der Substantivierung, entstehen, wenn es sich um die möglichst getreue lateinische Wiedergabe etwa eines griechischen Textes handelt.

¹⁰⁾ Als Konsequenz dieser Hypothese darf man wohl einen Zusammenhang herstellen zwischen der Tatsache, daß die lateinische Wortstellung so viel freier als die griechische ist, und derjenigen, daß das Latein seinen Artikel so viel später als das Griechische erworben hat.

die man, cum grano salis, so formulieren könnte: der Ausdruck der grammatischen Bedeutungen ist im Lateinischen derart zwischen segmentalen und suprasegmentalen Mitteln aufgeteilt, daß semanto-syntaktische Kategorien und Relationen segmental, textuelle suprasegmental realisiert sind¹¹⁾. Unter Verweis darauf, daß den gemeinten Stellungsphänomenen in anderen Sprachen morphologische Phänomene entsprechen, rechne ich die textuellen Kategorien und Relationen in dieser Formulierung (noch mit) zur Grammatik, um darauf aufmerksam zu machen, daß sie unter diesem Aspekt untersucht werden müssen und daß die immer noch vorgebrachten stilistischen oder „psychologischen“ Erklärungen vom linguistischen Standpunkt aus unbefriedigend sind.

4. Nebensatzbildung

Im einfachen Satz haben wir pro Konstituente ein Wort. Auf diesen „normalen“ Fall sind die wichtigsten morphosyntaktischen Baugesetze einer Sprache zugeschnitten. Auf den komplizierteren Fall der zusammengesetzten Konstituenten werden sie, so gut und so weit es geht, übertragen. Mit dem flektierenden Prinzip selbst geht es nur annäherungsweise, indem man einzelne Wörter stellvertretend für das Syntagma flektiert; hierdurch gelingt es, das abgeleitete Prinzip der syntaktischen Autonomie weitestmöglich für alle Konstituenten im Lateinischen durchzuführen. Auch komplexe Konstituenten müssen die Andeutung der Relation, die sie zum Restsatz haben, in sich tragen; es ist nicht möglich, diese durch eine Partikel, ein Affix o.ä. oder gar durch die syntaktische Stellung auszudrücken (vgl. die Beispiele (5) und (6)). Wenn dies bei komplexen Konstituenten möglich wäre, müßte es ja a fortiori bei einfachen möglich sein. Wir sahen z.B. anhand von (4), wie das Latein die attributive Beziehung eines einfachen Adjektivs zu seinem Substantiv nicht durch die Stellung ausdrückt, sondern dazu segmentaler Mittel bedarf. Dies gilt nun auch für komplexe Attribute, z.B. präpositionale: man sagt *domus in monte sita* und nicht *domus in monte* für „das Haus auf dem Berge“, denn sonst

¹¹⁾ Diese Hypothese umfaßt zahlreiche unabhängige Einzeltatsachen. „Frage“ z.B. ist eine semantossyntaktische Kategorie und wird im Lateinischen segmental (durch Fragepartikeln und -pronomina) realisiert. Nur in der Umgangssprache, die das Prinzip der syntaktischen Autonomie abbaut und auch suprasegmentale Mittel zum Ausdruck semantossyntaktischer Kategorien und Relationen verwendet, kommen Satzfragen ohne Fragepartikeln vor.

würde man ja die attributive Relation durch die Stellung ausdrücken.

Betrachten wir nun die Nebensätze. Sehr viele Sprachen bedienen sich zur Nebensatzbildung der Nominalisierung. D.h., ein Satz wird durch eine Partikel oder ein ähnliches segmentales Mittel in ein Nominal transformiert, also in eine Konstituente, welche die syntaktische Geltung eines Substantivs hat. Als solches kann der Nebensatz alle Relationen zum Matrixsatz eingehen, die einfache Nominalphrasen zu ihren Sätzen haben können. Im Persischen z.B. wird die Nominalisierung durch eine „Universalkonjunktion“ *ke* vorgenommen, wie in (7P).

(7P) Xub ast ke barādar-aš be man telefon bekonad.

gut ist daß Bruder-sein zu mir Telefon mache
„Es ist gut, daß sein Bruder mich anruft.“

Der so eingeleitete Satz ist ein Nominal wie andere auch, und er wird, zur Nominalphrase erweitert, mit allen möglichen Präpositionen kombiniert, um die verschiedensten Nebensätze zu bilden. In (8P) wird das komplexe Nominal durch das Demonstrativum zur Nominalphrase erweitert und dann mit der Präposition *barāye* „für“ zu einer Präpositionalphrase, die einem Finalsatz entspricht.

(8P) Injā āmade-am barāye in ke šomā-rā bebinam.

hier gekommen-bin:ich für dies daß Sie-AKK sehe:ich
„Ich bin hierher gekommen, um Sie zu sehen.“

Nominalisierung gibt es wohl in allen Sprachen, sicher auch im Lateinischen. Aber die Nebensatzbildung verläuft doch ganz anders. Einen (7P) entsprechenden Satz könnte man entweder mit faktischem *quod*, wie in (7L) (a), oder mit A. c. I., wie in (b), konstruieren.

(7L) (a) Bene fit quod frater tuus me visitat.

(b) Convenit fratrem tuum me visitare.

Aber zu einem Finalsatz führt keines der beiden Nominalisierungsmittel. Das Prinzip der syntaktischen Autonomie verlangt, daß jede Konstituente den Ausdruck ihrer Relation zum Restsatz in sich trage: weder zum *quod*-Satz noch zum A. c. I. können wir eine Präposition stellen, um diese Relation explizit zu machen. Wir müßten die Konstituente durch Flexion abwandeln, aber weder kann einem eingebetteten Satz einfach eine Flexionsendung suffigiert noch kann die Konjunktion flektiert werden. Das Latein tut das, was dem letzten Vorschlag noch am nächsten kommt: es

benutzt für jeden Adverbialsatz eine eigene Konjunktion, für den Finalsatz z.B. *ut*, wie in (8L).

(8L) *Huc veni ut te viderem.*

In dem einen, morphologisch unanalysierbaren Wort *ut* sind also zwei grammatische Funktionen zusammengefallen: die der Nominalisierung und die der Signalisierung der Beziehung des Konstituentensatzes zum Matrixsatz. Dies entspricht dem flektierenden Prinzip (vgl. oben Beispiele (2)). Gleichzeitig ist das Prinzip der Autonomie der Konstituente gewahrt: *ut te viderem* ist eine Konstituente, die die Andeutung der Relation, in der sie zum Restsatz steht, in sich trägt — anders als (*in*) *ke šomā-rā bebinam* in (8P).

5. Relativsatzbildung

Betrachten wir auf analoge Weise zum Schluß den lateinischen Relativsatz (vgl. Lehmann 1978). Auch in einem Relativsatz findet eine Nominalisierung statt, und wohl die meisten Sprachen verwenden hier, wenn überhaupt eine, dieselbe Konjunktion, die auch in Substantiv- und anderen Komplementsätzen als Nominalisator dient. In dem persischen Relativsatz (9P) etwa finden wir dieselbe Konjunktion *ke* wieder, die wir schon in dem Substantivsatz (7P) und dem Finalsatz (8P) sahen.

(9P) *Kārxāne-yi ke dar ān kār mikardam baste šode ast.*
 Fabrik-INDEF daß in ihr Arbeit mache:ich geschlossen worden ist
 „Die Fabrik, in der ich arbeitete, ist geschlossen worden.“

Der persische Relativsatz ähnelt dem lateinischen insofern, als auch hier das Bezugsnomen seinem Relativsatz vorangeht und in ihm durch ein Pronomen wiederaufgenommen wird, das seine syntaktische Funktion in ihm signalisiert. Das ist durchaus nicht allgemein so. Im Navajo z.B. werden Sätze durch ein Suffix *-ígíí* nominalisiert, das an das Ende des Nebensatzes, d.i. an sein Verb, antritt:

(7N) *Łééchaq'í nishxash-ígíí yínii'.*
 Hund 2:PERF:3:beißen-NOM PERF:1:hören
 „Ich hörte, daß der Hund dich gebissen hat.“

Auf dieselbe Weise werden Relativsätze nominalisiert:

(9N) *Shí lééchaq'í bá hashtaal-ígíí nahał'in.*
 ich Hund für:ihn IMPF:1:singen-NOM IMPF:3:bellen
 „Der Hund, für den ich singe, bellt.“

Das Bezugsnomen steckt hier mitten in seinem Relativsatz und ist gar nicht besonders hervorgehoben. Es genügt, daß der vorangehende Konstituentensatz als Aussage über einen Hund und damit als Spezifikation eines Hundes aufgefaßt werden kann. Dadurch wird implizit ein Begriff „Hund, für den sich singe“ gebildet, der dann als Subjekt des folgenden Matrixsatzes fungieren kann.

Es verdient erwähnt zu werden, daß der lateinische Relativsatz auf einer früheren Stufe einer solchen Konstruktion einmal sehr viel ähnlicher war:

(9L) (a) *Ab arbore abs terra pulli qui nascentur, eos in terram deprimito.* (Cat. agr. 51)

Auch hier geht der Relativsatz seinem Matrixsatz voraus und hat sein Bezugsnomen inkorporiert. Anders als im Navajo ist allerdings die Nominalisierung nicht im Ausdruck realisiert. Man könnte die Konstruktion daher auch als eine Reihe zweier selbständiger Sätze auffassen, im Sinne von „von dem Baum werden gewisse Schößlinge aus dem Boden wachsen; die stoße man in die Erde“. Aber die im System etablierte korrelative Struktur begründet ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen den Teilsätzen: das durch Kongruenz mit dem Relativpronomen identifizierte Substantiv wird zum Nukleus seines Satzes, und damit wird dieser, gleichsam implizit, nominalisiert. Somit ist er Konstituente des folgenden Matrixsatzes und müßte, nach dem Gesetz der syntaktischen Autonomie, seine Relation zu diesem signalisieren. Man sieht, daß dies in (9L) (a) nicht geleistet ist: die Funktion des komplexen Nominals im übergeordneten Satz wird durch das Anaphoricum *eos* ausgedrückt, das keine Subkonstituente des ersteren ist. Dies entspricht nicht dem Sprachtyp, und wir haben hier den Ansatzpunkt einer Erklärung, warum diese Konstruktion aufgegeben und durch die bekannte, in (9L) (b) illustrierte, ersetzt worden ist.

(9L) (b) *Pullos qui ab arbore abs terra nascentur in terram deprimito.*

Der Relativsatz bietet für die Signalisierung der syntaktischen Funktion, die das durch ihn gebildete komplexe Nominal im übergeordneten Satz hat, einen Ansatzpunkt, den andere nominalisierte Sätze nicht bieten und den sich keine flektierende Sprache entgehen lassen kann: er ist endozentrisch, d.h. es gibt ein Nominal, gewöhnlich ein Substantiv, das ihn syntaktisch zu repräsentieren vermag. Wenn man dieses aus ihm herausholt und als Bezugsnomen

voranstellt, kann man es als Konstituente des Matrixsatzes behandeln und seine Kasusflexion zur Signalisierung der syntaktischen Rolle der Gesamtkonstruktion im Matrixsatz nutzen, wie in (9L)(b) geschehen.

Für eine Eigenheit der lateinischen Relativkonstruktion, die Voranstellung des Nukleus, ist damit erwiesen, daß sie im Einklang mit den allgemeinen für den lateinischen Sprachtyp geltenden Gesetzmäßigkeiten steht. Diese Technik teilt das Latein allerdings mit vielen, auch nicht-flektierenden Sprachen, wie etwa dem Persischen. Vergleichen wir jedoch noch einmal (9P) mit (9L)(b), so finden wir einen weiteren Unterschied: das Latein hat ein Relativpronomen, während das Persische zur Repräsentation des Bezugsnomens im Relativsatz das übliche Demonstrativpronomen (sonst auch das Personalpronomen) verwendet. Dies ist nun allerdings eine Besonderheit, die den flektierenden Sprachen eigen sein dürfte: die persische Konstruktion findet sich in sehr vielen weder genetisch noch typologisch miteinander verwandten Sprachen wieder, ein Relativpronomen gibt es nur in indogermanischen und vielleicht noch in ein paar anderen flektierenden Sprachen.

Im Vergleich der persischen und lateinischen Konstruktion stellen wir als Besonderheit des Relativpronomens fest, daß es drei Aufgaben auf einmal erfüllt: 1. Es repräsentiert das Bezugsnomen im Relativsatz und kann somit dessen syntaktische Rolle in ihm ausdrücken. 2. Durch Numerus- und Genuskongruenz mit dem Bezugsnomen wirkt es mit an dessen Identifikation in Fällen, wo dieses über eine längere Strecke vom Relativsatz getrennt sein sollte (wie im Lateinischen sehr häufig), und deutet gleichzeitig an, daß der so eingeleitete Satz in der Relation eines Attributs zu dem Bezugsnomen steht. 3. Durch seine vom Personalpronomen verschiedene Form sowie durch seine Voranstellung signalisiert es, wie eine Konjunktion, die Nominalisierung des Relativsatzes. Diese letztere Funktion kann man mit der Wurzel *qu-* assoziieren, während die ersten beiden durch die Flexionsendungen ausgedrückt werden. Alle drei Funktionen sind jedenfalls in einem einzigen grammatischen Wort verschmolzen, und das ist wiederum typisch für eine flektierende Sprache.

Nach Brøndals (1940: 107f.) Kompensationsgesetz führt eine solche Kumulation von Funktionen im Normalfalle dazu, daß sie nicht alle so vollständig differenziert werden können, wie wenn sie durch separate Morpheme realisiert wären. Dies läßt sich für unseren Fall anhand der von Keenan und Comrie 1977 aufgestellten Skala

der syntaktischen Funktionen präzisieren. Danach gibt es eine Hierarchie wachsender semantisyntaktischer Komplexität von den einfachsten Funktionen wie Subjekt und direktes Objekt bis hin zu den schwierigsten wie Genitivattribut und *secundum comparationis* in der Komparativkonstruktion. Ebenso wie in vielen anderen Sprachen das Bezugsnomen in einem Relativsatz nur die einfacheren dieser Funktionen haben kann, könnte man erwarten, daß auch das lateinische Relativpronomen wegen seiner Überladenheit mit Funktionen am Ausdruck der komplexeren syntaktischen Funktionen des Bezugsnomens scheitert. Daß dies nicht der Fall ist, daß im Gegenteil das lateinische Relativpronomen betreffs der Wahrnehmung der syntaktischen Rolle des Bezugsnomens im Relativsatz ebenso viel leistet wie das im persischen Typ erscheinende Personal- oder Demonstrativpronomen und damit mehr als die entsprechenden Techniken der meisten anderen, insbesondere auch flektierenden, Sprachen, dies ist sicher eine der wirklichen Besonderheiten des klassischen Lateins. Das Relativpronomen vermag alle syntaktischen Funktionen, die eine Nominalphrase in einem Satz haben kann, auszudrücken, auch z.B. die des *secundum comparationis*, wie in (10).

- (10) *Patriam, qua nihil potest esse iucundius, nobis reddidistis.*
(Cic. Quir. 1)

Erst am Relativsatz ohne Bezugsnomen oder auch substantivischen Relativsatz zeigen sich die Grenzen des flektierenden Prinzips. Diesen Relativsatz kann man mit einem substantivierten Adjektiv vergleichen: ein Adjektiv kann ohne weiteres als Substantiv fungieren und seine syntaktische Relation zum Satz durch seine Kasusflexion anzeigen. In einer nicht-flektierenden Sprache wie dem Türkischen wird der Relativsatz ohne Bezugsnomen denn auch bezüglich der Markierung der syntaktischen Relation zum Matrixsatz genauso wie ein Relativsatz mit Bezugsnomen behandelt:

- (11T) (a) Hasan-ın al-dığ-ı şey-i gör-dü-m.
Hassan-GEN kaufen-NOM-sein Sache-AKK sehen-PRÄT-1
„Ich sah die Sache, die Hassan gekauft hatte.“
(b) Hasan-ın al-dığ-ı-nı gör-dü-m.
Hassan-GEN kaufen-NOM-sein-AKK sehen-PRÄT-1
„Ich sah, was Hassan gekauft hatte.“

Die betreffende grammatische Information wird, wie wir schon an (6T) sahen, auch bei komplexen Konstituenten durch ein Suffix

am Ende derselben gegeben, also im Beispiel (11T) (a) an dem die Relativkonstruktion beschließenden Bezugsnomen, und in (b), wo ein solches fehlt, an dem finalen Verb des Relativsatzes. Regelmäßiger könnte es nicht sein.

Anders im Lateinischen. Wir sahen, daß die attributive Beziehung des Relativsatzes zu seinem Bezugsnomen durch die Kongruenz des Relativpronomens mit dem letzteren angedeutet wird. Vergleicht man jedoch die Relativkonstruktion in (9L) (b), *pullos qui . . . nascentur*, mit einer parallelen Konstruktion mit einem adjektivischen Attribut, etwa *pullos nascentes*, so stellt man fest, daß die Kongruenz zwischen Attribut und Substantiv in der Relativkonstruktion nicht vollständig ist: im Kasus kann das Relativpronomen nicht mit seinem Bezugsnomen kongruieren, weil seine Kasusrolle von der des Bezugsnomens unabhängig ist und sein muß. Für den Relativsatz mit Bezugsnomen bedeutet dies nichts weiter als eben eine unvollständige Kongruenz, die kaum zu syntaktischen Schwierigkeiten führen kann, weil die Beziehung zwischen Bezugsnomen und Relativsatz bei Bedarf immer durch ihre Stellung unmittelbar nebeneinander angezeigt werden kann. Für den Relativsatz ohne Bezugsnomen aber bedeutet es, daß er dem Erfordernis der syntaktischen Autonomie nicht ohne weiteres genügen kann, weil es nichts an ihm gibt, was noch dekliniert werden könnte. Die entstehende Aporie veranschaulichen Sätze wie die beiden in (11L).

(11L) Qui ipso sibi satis placet, nec probus est nec frugi bonae;
qui ipso se contemnit, in eo indoles industriae.
(Pl. Tri. 321f.)

Im ersten Satz ist die syntaktische Rolle der Relativkonstruktion im Matrixsatz überhaupt nicht ausgedrückt; daß der Satz dennoch keine Verständnisschwierigkeiten macht, liegt daran, daß es sich um die unmarkierteste Rolle handelt, nämlich die des Subjekts. Geht es um andere Rollen, wird zwar manchmal dasselbe Verfahren verwendet, aber hier gibt es dann Perzeptionsschwierigkeiten verschieden großen Ausmaßes¹²). Eine Notlösung exemplifiziert der zweite Satz des Beispiels: der Rekurs auf die korrelative Konstruktion erfüllt zwar den Zweck, die syntaktische Funktion des komplexen Nominals auszudrücken, gehorcht aber, wie schon gesagt, nicht dem Erfordernis der syntaktischen Autonomie.

¹²) Vgl. einen Satz wie *Miseranda vita qui se metui quam amari maluit* (Nep. 10,9,5).

Die Lösung, die sich durchgesetzt hat, nämlich die durch (12) illustrierte:

- (12) *Rarum est quoddam genus eorum qui se a corpore avocent.*
(Cic. div. 1, 111),

kann man als einen Trick der Sprache bezeichnen¹³); mit dem vorangestellten Personalpronomen wird ein Pseudo-Bezugsnomen geschaffen, das die notwendige Kasusflexion übernehmen kann und gleichzeitig das Prinzip der syntaktischen Autonomie wahrt, insofern es zusammen mit dem Relativsatz die komplexe Nominalphrase bildet — im Unterschied zu dem Anaphoricum in (11L). Semantisch gesehen hat das Personalpronomen jedoch keine Berechtigung in dieser Konstruktion: es ist nicht wirklich das Bezugsnomen, wovon man sich rasch überzeugt, wenn man es mit dem deutschen Personalpronomen zu übersetzen versucht. Es ist auch nicht eigentlich ein Determinator zu dem komplexen Nominal, denn ein solcher wird von der Bedeutung des Satzes her nicht erfordert (vgl. den sonst völlig parallelen Satz in Fn. 12). Am ehesten ist es noch ein Kataphoricum, ähnlich wie deutsch *derjenige*, obwohl auch ein solches gerade hier nicht erfordert ist, da die bezogene Konstituente ja unmittelbar folgt. Die einzige raison d'être des Personalpronomens an dieser Stelle (es ist nicht zufällig das semantisch leerste Pronomen, das das Latein besitzt) ist eben die eines Trägers der Deklinationsendungen des durch die Relativkonstruktion gebildeten komplexen Nominals. Diese Hypothese erklärt auch die Tatsache, daß die Häufigkeit des Kataphoricums vor Relativsätzen ohne Bezugsnomen eng mit der erwähnten Skala der syntaktischen Funktionen korreliert: hat die Relativkonstruktion eine der einfachen Funktionen im Matrixsatz, ist das Kataphoricum selten; je komplexer die Funktion, desto regelmäßiger das Kataphoricum. Wenn die Hypothese zutrifft, haben wir in dem Gebrauch des Personal- oder Demonstrativpronomens vor Relativsätzen ohne Bezugsnomen ein Beispiel, wo ein Strukturprinzip, das für den Sprachtyp konstitutiv ist, — in diesem Fall das Prinzip der syntaktischen Autonomie —, sozusagen auf Biegen oder Brechen durchgeführt wird.

¹³) Humboldt (1836: 533) sagt in vergleichbarem Zusammenhang: „Die Sprache verfolgt aber hierbei immer die einmal gewählte Bahn und ersinnt, wo sie auf Schwierigkeiten stößt, neue künstliche Abhelfungsmittel“.

6. *Historischer Ausblick*

Mehrere der hier über die morphosyntaktische Struktur des Lateinischen gemachten typologischen Beobachtungen haben historische Implikationen. Durch den Verfall der Endungen¹⁴⁾, der in der Folgezeit zum Verlust fast der ganzen Deklination geführt hat, verließ das Latein den Kreis der flektierenden Sprachen. Damit wurde auch das Prinzip der syntaktischen Autonomie aufgegeben, und die Wortstellung sowie freie grammatische Morpheme traten an die Stelle der Flexion und nahmen ihre Aufgaben wahr¹⁵⁾.

Um den Erfordernissen der funktionellen Satzperspektive gerecht zu werden, wurden Artikel erworben. In neuerer Zeit gibt es in mehreren romanischen Sprachen universale Nominalisatoren, nämlich *que/che*, die auf ebenso gleichförmige Weise wie im Persischen oder Navajo Komplement-, Adverbial- und Relativsätze einleiten. Die Funktionen des lateinischen Relativpronomens sind „dekumuliert“ worden (Cuendet 1939): die Identifikation des Bezugsnomens sowie der attributiven Beziehung des Relativsatzes zu ihm wird durch die rigide syntaktische Stellung gewährleistet, und in der ungezwungenen Umgangssprache einiger romanischer Sprachen wird die Rolle des Bezugsnomens im Relativsatz vom Personalpronomen angezeigt, wie auch im Persischen oder Hebräischen. Und was schließlich das Kataphoricum bei der Relativkonstruktion ohne Bezugsnomen betrifft, so hat es sich im allgemeinen erhalten, wenn ihr Nukleus unbelebt ist, während es bei belebtem Nukleus fehlen kann. Diese eigentümliche Auseinanderentwicklung bestätigt die Instabilität der lateinischen Konstruktion.

¹⁴⁾ Seine Ursachen liegen weder ausschließlich in der Wirkung der Lautgesetze noch in dem Aufkommen analytischer Periphrasen (so Horn 1923) noch in der Verfestigung der Wortstellung (so Antinucci 1977), sondern im Zusammenwirken aller drei Faktoren bei der Schwächung und letztlichen Eliminierung der Flexionsaffixe qua sprachlicher Zeichen: der Lautwandel richtet sich direkt gegen ihre *Significantia*, Periphrasen und feste Wortstellung machen ihre *Significata* überflüssig.

¹⁵⁾ Eine Generalisierung über die Verteilung der grammatischen Mittel zum Ausdruck der grammatischen Bedeutungen in den romanischen Sprachen, die ähnlich angelegt ist wie die oben § 3 formulierte Generalisierung über denselben Objektbereich im Lateinischen, findet sich in Coseriu 1968: 276f. Danach werden relationale Funktionen analytisch, nicht-relationale synthetisch ausgedrückt. Es wäre lohnend, diese beiden Hypothesen auf der diachronen Achse zueinander in Beziehung zu setzen.

Somit weisen die historischen Entwicklungen im nachhinein noch einmal auf das Gesetzmäßige und das Eigenartige im lateinischen Sprachtyp hin.

Zitierte Literatur

- Adams, J. N. 1976. „A typological approach to Latin word order“. *IF* 81: 70–100.
- Antinucci, Francesco. 1977. *Fondamenti di una teoria tipologica del linguaggio*. Bologna: il Mulino.
- Brøndal, Viggo. 1940. „Compensation et variation, deux principes de linguistique générale“. Brøndal, V., *Essais de linguistique générale*. Kopenhagen: Munksgaard, 1943, pp. 105–116.
- Coseriu, Eugenio. 1968. „Sincronía, diacronía y tipología“. *XI Congreso Internacional de Lingüística y Filología Románicas*. Madrid: Consejo Superior de Investigaciones científicas. pp. 269–281.
- Cuendet, G. 1939. „Sur l'expansion de la particule relative“. *Mélanges de linguistique offerts à Charles Bally*. Genève: Georg & Cie. pp. 93–100.
- Horn, Wilhelm. 1923. *Sprachkörper und Sprachfunktion*. Leipzig: Mayer & Müller. 2. Aufl.
- Humboldt, Wilhelm von. 1836. „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes“. Humboldt, W. v., *Schriften zur Sprachphilosophie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1972; 4. Aufl. pp. 368–756.
- Keenan, Edward L., Comrie, Bernard. 1977. „Noun phrase accessibility and universal grammar“. *LI* 8: 63–99.
- Lehmann, Christian. 1979. „Der Relativsatz vom Indogermanischen bis zum Italienischen“. *Die Sprache* 25: 1–25.
- Lehmann, Winfried P. 1974. *Proto-Indo-European syntax*. Austin/London: Univ. of Texas Press.
- Martinet, André. 1962. *A functional view of language*. London: Oxford Univ. Press.
- Mathesius, Vilem. 1928. „On linguistic characterology with illustrations from Modern English“. *Act. I. Cong. Int. Ling.* 1928: 56–63.
- Meillet, Antoine. 1948. *Esquisse d'une histoire de la langue latine*. Paris: Hachette. 5. éd.
- Misteli, Franz. 1893. *Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues*. Berlin: Dümmler.
- Sapir, Edward. 1921. *Language*. New York: Harcourt, Brace & Co.
- Seiler, Hansjakob. 1977. „The Cologne Project on Language Universals: Questions, objectives, and prospects“. *akup* 23, Teil 1. Köln: Inst f. Sprachwiss. d. Univ.